

Im Blickpunkt: Persönlich

# Dr. Carolyn King

Postdoktorandin am Departement Biomedizin und  
Forscherin im Bereich Immunologische Grundlagenforschung



Wenn du am Montagmorgen aufwachst und bereits dieses freudige Bauchgefühl hast, weil du arbeiten gehst, und du am Freitagabend extrem guter Laune bist, weil du es nicht erwarten kannst, bei deiner Familie zu sein, dann kannst du dich als einen der glücklichsten Menschen überhaupt schätzen.



Dr. Carolyn King, 37 Jahre alt, geboren in New Jersey (USA), wohnhaft in Basel und seit fünf Jahren Forscherin am Departement Biomedizin am Universitätsspital Basel: dies die Eckdaten einer jungen Frau, die mit ihrer Arbeit tagtäglich dazu beiträgt, dass das USB seinem hervorragenden Ruf als modernes Unternehmen mit grossartigen Leistungen im Bereich Forschung gerecht wird.

Auf den folgenden Seiten lässt Carolyn King Sie an ihrer Arbeit, aber auch an ihrem privaten Alltag teilhaben und gewährt Ihnen einen umfassenden Einblick in das Leben einer Immunologin, Forscherin, Postdoktorandin, Mutter, begeisterten Sportlerin und aufmerksamen Beobachterin.

Begleiten Sie Carolyn King in ihrer Welt, wo Forschung jeden Tag Realität ist – Forschung von Menschen für Menschen.



# «Es gibt so viel Spannendes zu entdecken.»

Sicher, es gibt prächtigere Arbeitsplätze als meinen hier im 4. Stock des Departements Biomedizin, wo zehn Fachleute fast Schulter an Schulter sitzen. Aber darauf kommt es mir nicht an, die Art der Arbeit ist mir viel mehr wert.

Ich forsche momentan innerhalb eines Förderprogramms des Schweizerischen Nationalfonds (SNF). Ich bin promovierte Immunologin und studiere das menschliche Immunsystem. Im weitesten Sinne geht es dabei immer um die Frage: Wie bleiben wir gesund? Wie bekämpfen wir Infektionen? Die Protagonisten meiner Arbeit sind die T-Zellen, eine Untergruppe der weissen Blutkörperchen, die eine Schlüsselfunktion im menschlichen Abwehrsystem innehaben. Ich untersuche, wie T-Zellen aktiviert werden und auf Bakterien oder sonstige Erreger reagieren.

Wir sind hier ein eingespieltes, multikulturelles Team, das sich gut versteht. Mein Chef und ich kommen aus den USA, meine Laborkolleginnen und -kollegen stammen aus Deutschland, der Schweiz, Frankreich und Tschechien. Wir sprechen Englisch miteinander, aber ich höre hier natürlich auch viel Deutsch, vor allem, wenn jemand telefoniert.



Die besten Momente beim Forschen sind die unvorhergesehenen. Ich produziere und analysiere sehr viele Daten, und es gibt natürlich sehr viele Modelle, die zeigen, wie die Dinge zusammenpassen.



Wir arbeiten alle an individuellen Projekten, aber gewisse Dinge überschneiden sich, da helfen wir uns oft gegenseitig und diskutieren Dinge gemeinsam. Das Schwierigste ist oft, all seine Vorhaben unter einen Hut zu bringen. Es gibt so vieles, was ich machen möchte – ich habe einen genauen Projektplan für all meine Experimente, die ich durchführen will, aber auch mein Tag hat nur 24 Stunden. Es tönt vielleicht besessen, aber meine Arbeit fasziniert mich so sehr und es gibt so viel Spannendes zu entdecken und herauszufinden.

Mein Forschungsfeld ist sehr breit, und die Resultate sind für viele Bereiche wichtig. Momentan forsche ich an einem Autoimmunmodell, bei dem es um Diabetes geht. Mir ist wichtig, dass meine Resultate schliesslich in der Medizin angewendet werden können, dass die Arbeit etwas Rationales hat und in der Basis von Heilverfahren zur Anwendung kommt. Natürlich hat man diese Motivation im Forschungsalltag nicht ständig vor Augen, aber letztlich sollte es immer die Triebfeder sein.

Kürzlich war ich mit meinem Chef an einem Anlass der Swiss Transplantation Society. Wir hatten fünf Minuten Zeit, unsere Arbeit vorzustellen und aufzuzeigen, weshalb sie wichtig für die Transplantationsforschung ist. Uns gelang es schnell, unsere Forschung auf die Praxis zu beziehen. Und das freut einen wiederum, wenn unsere Tätigkeit verstanden und als sinnvoll erwogen wird, denn das Geld, das wir erhalten – sei es vom SNF oder vom Staat –, kommt letztlich von den Bürgern und soll einen nachvollziehbaren Nutzen haben.

Ob man als Forscherin ein Mensch sein sollte, der generell den Dingen gerne auf den Grund geht? Ehrlich gesagt, ich weiss nicht so recht, ob das auf mich zutrifft. Wenn mich etwas interessiert, verschreibe ich mich dem Thema mit Haut und Haaren. Am Anfang meines Studiums war Biologie in der Theorie nicht gerade meine Leidenschaft. Sobald ich aber ins Labor durfte und es hiess: «Extrahieren Sie diese Zellen, lassen Sie sie in der Maschine laufen und dann unters Mikroskop damit!», sobald ich also meine Hände benutzen und die ganze Theorie anwenden durfte, war ich Feuer und Flamme.

Die besten Momente beim Forschen sind die unvorhergesehenen. Ich produziere und analysiere sehr viele Daten, und es gibt natürlich sehr viele Modelle, die zeigen, wie die Dinge zusammenpassen.

Manchmal erhalte ich plötzlich ein Resultat, das überhaupt nicht ins erwartete Bild passt. Dann schrillt in Gedanken die Alarmglocke, ich beginne, in eine total andere Richtung zu denken, betrete Neuland und forsche innerhalb eines Bereichs, von dem ich noch gar nicht viel wusste. Das sind Momente, die man liebt; die einzelnen Informationspuzzlestücke so zusammensetzen, dass alles einen Sinn ergibt. Das Beste, was ein Job sein kann, ist, dass er nie derselbe ist. Und das trifft auf die Arbeit einer Immunologin definitiv zu.





«Die Motivation, die man für die Forschung mitbringt, muss in einem drin sein.»

Es gibt viele Klischees über Forscher und Forscherinnen. Manche Leute stellen sich vor, dass wir total isoliert an Mäusen experimentieren und Daten analysieren. Stimmt aber nicht. Wir präsentieren unsere Arbeit regelmässig an internen Meetings oder bei Treffen mit anderen Labors und tauschen uns untereinander rege aus. Das Universitätsspital bietet uns ausserdem viele Möglichkeiten für sozialen Austausch, sei es in der Cafeteria oder beim Mittagessen hier im Restaurant. Ich habe in meinem Bereich bis jetzt noch nie jemanden kennengelernt, der dem Stereotyp des introvertierten Forschers entsprechen würde.

Natürlich hat eine Forscherin eine andere Art, zu arbeiten, als Fachpersonen mit direktem Patientenkontakt. Eine meiner besten Freundinnen ist Ärztin für Innere Medizin hier am USB und hatte sich entschieden, ein Jahr in einem Labor zu arbeiten. Sie wurde aber nicht glücklich dabei – sie konnte der Arbeit am Computer, den sie mit Daten fütterte, nicht dasselbe abgewinnen wie dem Arbeitsalltag zwischen Operationssaal und Station. Sie vermisste

einfach das direkte Ergebnis ihrer Arbeit, das Feedback der Menschen. Klar, meine T-Zellen bedanken sich nicht bei mir, wenn ich etwas über sie herausfinde, Wissenschaft kann undankbar sein, denn oft gibt es lange Phasen ohne messbare Erfolge. Aber immer wieder gelingt ein Durchbruch, der mir den Sinn meiner Tätigkeit sehr stark bewusst macht. Die Motivation, die man für die Forschung mitbringt, muss in einem drin sein, sonst verliert man schnell den Enthusiasmus und erreicht seine Forschungsziele nicht.

Dass ich Naturwissenschaftlerin werden würde, hätte ich als Schülerin nie gedacht, ich hatte mich nicht für besonders präzise und gründlich gehalten. Es wird immer gesagt, dass Naturwissenschaft bedeutet, sich sehr dafür zu interessieren, wie die Dinge funktionieren und was in ihrem Inneren vor sich geht. Ich hatte dagegen immer eine eher «künstlerische» Denkweise: zwar an vielem interessiert, aber doch eher oberflächlich – meine Entscheidungen basierten eher auf «das fühlt sich gut an» oder «das sieht besser aus». Wenn ich zurückblicke, machten mir aber als Kind die wissenschaftlichen Fächer durchaus Spass; man durfte da immer eine Menge Fragen stellen, und die Möglichkeiten schienen unbeschränkt. Von daher hatte ich wohl – ohne es zu ahnen – schon immer eine Veranlagung zur Forscherin.

Immunologie ist für mich innerhalb der Naturwissenschaften ein sehr kreatives Forschungsfeld, vor allem im Vergleich zur Physik oder zur Kristallstrukturanalyse, die hochgradig technisch sind. Als Immunologin braucht man eine gewisse Vorstellungskraft, denn man überlegt sich ständig Dinge im Stil von: «Wenn also diese Zelle mit dieser Zelle spricht, gehen sie danach vielleicht da rüber und dann tun sie vielleicht das und das», und so weiter. Als Immunologin muss man fähig sein, sich etwas auszudenken, was im Körper stattfinden könnte, und dafür braucht es natürlich Fantasie. Aufgrund dieser Überlegungen gestaltet man dann seine Experimente.

Dass ich Immunologin geworden bin, erschien mir lange als Zufall. In den USA haben wir ja ein ganz anderes Studienprinzip als hier – dort entscheidet man sich erst sehr spät für eine definitive Richtung. In den USA ist es sogar möglich, im Hauptfach Musik zu studieren und sich danach für die «Medical School» anzumelden. Ich habe meine Fächer an der Universität sehr bunt zusammengestellt – etwas Naturwissenschaften, etwas Mathematik, ein bisschen Spanisch und dazu Kreatives Schreiben. Natürlich hatte ich damit die Weichen für eine naturwissenschaftliche Karriere gestellt – nur wusste ich das damals noch nicht.



Als Immunologin  
muss man fähig sein,  
sich etwas auszudenken,  
was im Körper  
stattfinden könnte,  
und dafür braucht  
es natürlich Fantasie.



Ich habe einfach immer weitergemacht mit den Naturwissenschaften, es machte ja auch mehr oder weniger Spass, und irgendwann entschied ich mich für ein Biologiefachstudium. Aber dieser ganz bewusst erlebte Enthusiasmus dafür hat mich erst während der Ausbildung gepackt.



Nach dem Studium an der Duke University in North Carolina zog ich nach San Francisco und studierte in Berkeley. Nach dem Abschluss studierte ich an der University of Pennsylvania weiter. Ich bin immer schon viel umgezogen, auch als Kind lebte ich mit meiner Familie ein paar Jahre in Italien und zwei Jahre in England. Mein erster Job in der Immunologie in den USA war in einem Labor, das sich mit dem HI-Virus beschäftigte. Wir arbeiteten mit menschlichen Proben, die wir aus Nabelschnurblut entnahmen. Ich durfte im Geburtssaal mit dabei sein, wenn Babys zur Welt kamen, und man überreichte mir die Plazenta, um davon Proben zu entnehmen. Das war unheimlich spannend, so mitten im Geschehen dabei zu sein. Als das Labor ein Forschungsprojekt in Uganda startete, half ich dort, das Projekt aufzubauen, und schulte das medizinische Fachpersonal, wie man Blutproben entnimmt und Zellen isoliert. Das Forschungsthema lautete: «Wie überträgt sich das HI-Virus von der Mutter auf das ungeborene Kind?» Eine besonders sinnvolle Arbeit, und ich beschloss, nach meinem Studienabschluss etwas sehr Konkretes zu machen.

Den Wunsch, nach meiner Promotion ins Ausland zu gehen, hatte ich schon sehr lange. In Europa kann man so gut reisen, hier ist es so einfach, fremde Länder zu besuchen. Eine andere Kultur kennenzulernen, das ist eine Art Abenteuer, es macht einfach Spass! Meinen Eltern verständlicherweise nicht, da wir jetzt so weit voneinander weg sind ... Ich hätte ja nie gedacht, dass ich so lange unterwegs sein würde. Die fünf Jahre in der Schweiz waren bisher einfach fantastisch, es ist kaum noch vorstellbar, wieder weiterzuziehen. Aber klar: Ich kann nicht mein Leben lang als Postdoktorandin hier weitermachen.

# «Der eine Bereich gibt mir Energie für den anderen.»

Als ich nach der Geburt meines vierten Kindes wieder die Arbeit im USB aufnahm, lief erst mal alles ein bisschen verrückt bei uns zu Hause. Oft ging ich zu ungewöhnlichen Zeiten ins Labor, dann schnell nach Hause zum Baby, dann wieder zurück zur Arbeit, und das oft mehrmals am Tag. Aber ich habe das grosse Glück, nur fünf Minuten vom Universitätsspital entfernt zu wohnen, und natürlich auch, dass mein Mann momentan viel zu Hause ist. Er schliesst gerade ein Nachdiplomstudium in Nachhaltiger Entwicklung ab und schreibt an seiner Masterarbeit. Danach kehrt bei uns wieder mehr Alltag ein: Das Baby ist dann tagsüber in derselben Krippe wie unsere Vierjährige, die 7-jährigen Zwillinge gehen ja schon zur Schule, und ich arbeite wieder zu geregelten Zeiten.

Manche fragen, wie man mit vier Kindern noch 100% arbeiten kann. Ich wiederum kann mir halt nicht vorstellen, den ganzen Tag zu Hause bei den Kindern zu bleiben, denn als Vollzeitmutter wäre ich einfach nicht glücklich. Ich arbeite viel, weil ich meine Arbeit





liebe und mich gerne darauf konzentriere. Und wenn ich nach Hause komme, bin ich voll und ganz Mutter. Der eine Bereich gibt mir Energie für den anderen, und ich brauche beides für mein psychisches Gleichgewicht. In einer Zeitschrift stand mal dieser schöne Satz: «Wenn du am Montagmorgen aufwachst und bereits dieses freudige Bauchgefühl hast, weil du arbeiten gehst, und du am Freitagabend extrem guter Laune bist, weil du es nicht erwarten kannst, bei deiner Familie zu sein, dann kannst du dich als einen der glücklichsten Menschen überhaupt schätzen.»

Morgens bringe ich meine Tochter in die Kinderkrippe ganz nahe beim Universitätsspital. Meine Zwillinge gehen zu Fuss zur Schule, ebenfalls nur ein paar Strassen weiter. Dann gehe ich ins Labor zur Arbeit. Um fünf hole ich meine Tochter ab, und wir gehen zusammen nach Hause. Die drei Stunden bis zur Bettzeit spielen, lesen, reden wir zusammen. Mein Mann kocht, und wenn die Kinder im Bett sind, gehe ich manchmal zurück ins Labor und arbeite noch ein bisschen. Abends ist es schön ruhig im Departement, man trifft dann nicht mehr viele Leute, und die Nachtwache fragt mich jedesmal, wer ich bin und was ich hier mache. In den USA war es anders, da arbeitete ich oft in der Nacht, und ich kannte sämtliche Nachtaufsichten und Angestellten. Hier arbeiten die meisten zu den regulären Zeiten, ich bin da eher die Ausnahme.

Es gibt hier am Universitätsspital noch andere Frauen mit vier Kindern – eine steht sogar ihrem eigenen Labor vor. Ohne den richtigen Lebenspartner ist das nicht möglich. Als ich gerade mein Immunologiestudium abgeschlossen hatte, traf ich an einer Konferenz die berühmte Biologin Philippa «Pippa» Marrack, die ich sehr bewundere. Mein damaliger Chef und Doktorvater kannte sie und stellte uns einander vor: «Hey Pippa, das ist meine Studentin Carolyn, gib ihr doch mal einen Tipp, wie man als Biologin arbeiten UND Kinder haben kann.» Mir war es etwas peinlich, dass er diese



Das Universitätsspital  
unterstützt seine  
Angestellten darin,  
in nützlicher Frist einen  
Betreuungsplatz zu finden,  
was eine grosse  
Hilfe sein kann.



grosse Forscherin mit meinen privaten Anliegen behelligte, doch Pippa lächelte mich an und sagte: «Das Wichtigste dabei ist, dass du den richtigen Partner wählst. Wenn du am Ende deiner Kräfte bist, drück ihm das Baby einfach in die Hände. Wenn er am Ende ist, soll er dir das Baby geben. Und wenn ihr beide nicht mehr könnt, legt das Baby einfach einen Moment hin und nehmt euch gegenseitig in die Arme.» Das war alles, aber es war der beste Ratschlag, den sie mir geben konnte. Mein Partner und ich sind ein perfektes Team.

Das Universitätsspital ermöglicht mir flexible Arbeitszeiten, das macht natürlich vieles einfacher. Ausserdem habe ich einen sehr verständnisvollen Vorgesetzten, der mir vertraut. Fast alle meine Kolleginnen im Labor sind Mütter, und es klappt hervorragend. Bevor ich hier anfang, arbeiteten keine Frauen mit Kindern hier – unterdessen haben die Mehrheit meiner Kolleginnen Kinder, und mein Chef sagte schon spasseshalber zu mir, er stelle jetzt nur

noch Mütter ein. Bei der Arbeit bin ich immer hoch konzentriert und ich mache nur sehr wenige und sehr kurze Pausen – wenn ich arbeite, bin ich einfach immer voll da. Deshalb hatte ich auch noch nie das Gefühl, dass ich bei der Arbeit weniger leiste, nur weil ich zu Hause Kinder habe. In den USA gehören arbeitende Mütter viel stärker zum Alltag als in der Schweiz, denn dort haben die Leute keine Wahl: Beide Eltern gehen arbeiten, weil das Geld zum Leben sonst einfach nicht reicht. Die Tagesbetreuung kostet dort viel weniger, deshalb findet die ganze Diskussion, ob es sich finanziell lohnt, wenn beide arbeiten und die Kinder fremdbetreut werden, gar nicht in dieser Form statt. Ansonsten denke ich, dass es in der Schweiz ist wie überall: Eine gute Tagesbetreuung zu finden, ist nicht einfach, und das Warten auf positiven Bescheid kann zermürend sein. Das Universitätsspital unterstützt seine Angestellten darin, in nützlicher Frist einen Betreuungsplatz zu finden, was eine grosse Hilfe sein kann.

Wenn mein Mann mit unseren vier Kindern unterwegs ist, erhält er öfters Zuspruch von den Leuten unterwegs und Komplimente, was für ein super Vater er sei. Wenn er dann noch unser Baby wickelt, halten die Leute mit ihrer Begeisterung nicht mehr länger zurück und gratulieren ihm zu seinen Leistungen. Wenn ich hingegen mit unseren Kindern unterwegs bin, sagt niemand etwas – ich bin halt eben die Mutter, und es ist normal, dass ich das mache. Meiner Erfahrung nach werden Männer und Frauen innerhalb ihrer Rolle in der Familie oft immer noch völlig unterschiedlich beurteilt. Ich glaube, es ist einfach wichtig, eine klare Entscheidung zu treffen. Wenn man als Frau und Mutter arbeiten will, sollte man es einfach tun – und zwar mit voller Leistung und ohne schlechtes Gewissen. Jeder von uns hat verschiedene Bedürfnisse und Vorstellungen, und jeder muss seinen Weg finden.

# «Unsere Freunde kommen aus aller Welt.»

Basel ist ein grossartiger Ort für eine Familie. Alles hier ist zu Fuss erreichbar, die Schulen sind gut, es gibt tolle Parks und viel Grün, gute Betreuungsmöglichkeiten für Kinder und viele interessante Dinge zu sehen und zu tun. Bevor wir vor fünf Jahren hierherkamen, mussten wir uns schliesslich für Marseille oder hier entscheiden – Basel gewann wegen seiner tollen Lage und Infrastruktur. Auch die Verkehrssituation hier ist fantastisch: In Philadelphia hatten wir einen Fahrradanhänger für unsere Kinder, und wir hörten ständig, dass das viel zu gefährlich sei. Als wir nach Basel kamen, sahen wir, dass alle genau denselben Anhänger an ihren Fahrrädern hatten – da fühlten wir uns schon heimisch. Wir bezeichnen Basel als unser Zuhause, die Kinder sowieso. Obwohl: Wörter wie «Zuhause» und «Heimat» bezeichnen letztlich ja einfach immer den Ort, wo man all seine Sachen hat.



Ich gebe mir Mühe, Deutsch zu sprechen, wenn ich mit Schweizern spreche, Hochdeutsch. Schweizerdeutsch verstehe ich noch nicht so gut, obwohl man in Basel ja zum Glück keinen so starken Dialekt spricht. Die Schweizer sind sehr nachsichtig, wenn man noch nicht so gut Deutsch spricht – ich werde oft für meine Deutschkenntnisse gelobt und nicht ständig korrigiert. Mein Mann hat in den USA Deutsch studiert, er ist mir natürlich eine grosse Hilfe. Meine grösseren Kinder sprechen auch Schweizerdeutsch, da sie ja hier in Basel in die Schule gehen. Für uns war es nie ein Thema, sie in eine internationale Schule zu schicken, da diese sehr weit weg und auch sehr teuer ist. Ausserdem wollen wir ihnen ein stabiles Umfeld bieten, wo sie Freunde finden können – in den internationalen Schulen bleiben die meisten Kinder ja nur kurze Zeit, da sie wieder zurück in die Heimat ziehen. Zu Hause sprechen wir Englisch miteinander, aber wenn meine Kinder Freunde einladen, ist Schweizerdeutsch angesagt – interessanterweise auch mit den amerikanischen Kindern, die mit ihnen zur Schule gehen.

Als englischsprachige Person hier in Basel kann man problemlos ohne Deutsch auskommen. Man lernt viele Leute kennen, die Englisch sprechen, und es gibt jede Menge Aktivitäten auf Englisch. Nachdem wir frisch hierhergezogen waren, nahm ich an solchen Aktivitäten für Mütter mit Kindern teil, aber irgendwie hat es mich nie richtig gepackt. Ich finde es eher traurig, wenn man die Sprache des Landes, in dem man wohnt, nicht spricht und nicht versucht, ein Teil der Gesellschaft zu werden. Ich schäme mich oft für mein schlechtes Deutsch, aber ich gebe mein Bestes, es zu lernen. Ich kenne viele Leute, die hier wohnen und überhaupt kein Deutsch sprechen. Sie wissen gar nicht, was ihnen dadurch alles entgeht.

Unsere Freunde kommen aus aller Welt. Wir kennen auch viele Schweizer und Schweizerinnen, aber lustigerweise sind sie alle Teil einer «Zweiländer-Beziehung», also zum Beispiel Schweiz-Portugal,

Schweiz-Deutschland oder Schweiz-USA. Und unsere Schweizer Bekannten waren alle schon mal länger im Ausland. Vielleicht ist das Zufall, vielleicht liegt es aber eher an meinem Umfeld. Genau das ist ja das Tolle an Basel: Die Gesellschaft hier ist unglaublich multikulturell.



Ich komme aus einer sehr musikalischen Familie, und früher spielte ich in diversen Orchestern und Ensembles Fagott und Flöte.



Ich vermisse eigentlich wenig aus den USA. Zu Beginn hatte ich Mühe mit der für mein Empfinden manchmal unfröhlichen Art mancher Menschen. Aber mit der Zeit habe ich gelernt, dass es kulturelle Unterschiede gibt und der Schweizer einfach nicht der «Grinsetyp» ist. Kennt man einander nicht, bleibt der Blickkontakt auf der Strasse aus, was aber keineswegs Missmut bedeutet. Grosse Unterschiede in Bezug auf Freundlichkeit gibt es auch in den USA: An der Westküste gibt man sich freundlicher als an der Ostküste. Eine Freundin aus Kalifornien zog nach Pennsylvania, und beim Joggen im Park winkte sie allen Leuten zu und rief «Hallo» und «Wie geht's?» – bald galt sie allgemein als «irgendwie





seltsam». Es gibt einfach anerzogene, kulturell bedingte Unterschiede im alltäglichen Verhalten, die es zu verstehen und richtig zu interpretieren gilt.

In der Freizeit gehe ich sehr gerne laufen. An der High School und am College war ich aktive Läuferin im Schulteam, Spezialität Mittelstrecke, der 800-Meter-Lauf. Heute genieße ich es sehr, in den nahen Wäldern zwischen den Bauernhöfen zu laufen, es ist auch die einzige Zeit, während der ich wirklich alleine bin. Dann genieße ich die Stille und erfreue mich an der schönen Umgebung. Auch entlang des Rheins läuft es sich schön, wenn es nicht zu viele Leute hat.

Auch Musik ist Teil meines Lebens. Ich komme aus einer sehr musikalischen Familie, und früher spielte ich in diversen Orchestern und Ensembles Fagott und Flöte. Im College war ich in einer A-cappella-Gruppe, und in San Francisco nahm ich regelmässig an «Open Mic»-Veranstaltungen teil und begleitete meinen Gesang auf der Gitarre. Mein Mann und ich machten immer viel Musik und nahmen auch manchmal einfach so zum Spass Songs auf. Wir haben zu Hause viele Instrumente und machen auch gerne gemeinsam mit den Kindern Hausmusik – im Moment fehlt uns leider die Zeit dazu, aber das kommt bestimmt wieder.

Ich finde es toll, dass ich meinen Kindern hier so viel bieten kann. Wir reisen viel und sie lernen fremde Länder und Sprachen kennen. Kinder, die in Basel aufwachsen, kriegen viel mit von der Welt, denke ich – Deutschland und Frankreich liegen so nahe, das ist ein Riesenvorteil gegenüber anderen Städten. Viele Amerikaner reisen ja gar nie irgendwohin. Meine Kinder sollen eines Tages machen, worauf sie Lust haben. Schon meine Generation hatte das Privileg, wählen zu können: Ich bin Wissenschaftlerin, die eine meiner Schwestern ist Fotografin, die andere ist Musikerin.

Wo wir in Zukunft leben werden, weiss ich noch nicht genau. Die nächsten drei Jahre bleiben wir sicher hier in Basel, da ich so lange ja noch vom SNF finanziert werde. Eigentlich würden wir auch gerne ganz hierbleiben, da es uns sehr gut gefällt in Basel, aber es ist nicht einfach, hier eine passende Stelle zu finden. Mein Chef hat mir empfohlen, mich mal in Bern umzusehen, und in Brüssel habe ich kürzlich auch etwas Interessantes ausgeschrieben gesehen. Mein Ziel ist es, eines Tages ein eigenes Labor zu leiten und in einer kleinen Gruppe innerhalb der Immunologie zu forschen; ich würde mich gerne auf Tropenkrankheiten spezialisieren.

Den grossen Wunsch für die Zukunft? Habe ich eigentlich nicht. Ich möchte einfach weiterhin glücklich sein bei dem, was ich mache. Wenn ich pensioniert bin, möchte ich nochmals etwas ganz anderes in Angriff nehmen, am liebsten gemeinsam mit meinem Mann. Vielleicht gehen wir zum Friedenskorps oder in die Entwicklungshilfe – auf jeden Fall möchte ich dann nochmals ein neues Abenteuer starten und andere Länder sehen. Aber wer weiss das heute schon, vielleicht geht mir irgendwann mal der Antrieb aus. Deshalb ist es gut, jetzt herumzureisen und sich mit seiner Welt auseinanderzusetzen. Zu bequem sollte man es sich nie machen – um neugierig und interessiert zu bleiben an den Dingen, die einen umgeben.

## Impressum

**Herausgeber:** Universitätsspital Basel, Spitalstrasse 21 / Petersgraben 4,  
4031 Basel, [www.unispital-basel.ch](http://www.unispital-basel.ch) | © 2013 Universitätsspital Basel |

**Konzept, Gestaltung und Redaktion:** kreisvier communications ag,  
Basel | **Fotografie:** Gina Hillbert, Universitätsspital Basel | **Lithografie:**  
Sturm AG, Muttenz | **Druck:** Steudler Press AG, Basel | **Auflage:**  
4000 Exemplare | **Gedruckt auf** Magno Star FSC®



Die fünf Jahre in der Schweiz waren bisher einfach fantastisch, es ist kaum noch vorstellbar, wieder weiterzuziehen.

